

Nur zusammen ergeben
wir Sinn

CECELIA
AHERN
SOMMERSPROSSEN

ROMAN

**SPIEGEL
Bestseller**



| KRÜGER

Cecelia Ahern

**Sommersprossen – Nur
zusammen ergeben wir Sinn**

Roman

Aus dem Englischen von Christine Strüh

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Es heißt, du bist eine Mischung aus den fünf Menschen, mit denen du die meiste Zeit verbringst. Wer sind deine fünf?

Der neue Roman der international gefeierten Autorin. Cecelia Ahern erzählt von unserer Sehnsucht nach Verbundenheit und nach Menschen, denen wir vertrauen können. Funkelnd, witzig, leicht und tief.

Allegra ist bei ihrem Vater aufgewachsen. Jetzt ist sie nach Dublin gezogen, um ihre Mutter zu finden. Allegra jobbt als Hilfspolizistin, verteilt auf ihren täglichen Runden Strafzettel. Sie lebt zurückgezogen, lässt niemanden an sich heran. Bis ihr eines Tages ein arroganter Ferrari-Fahrer eine Frage an den Kopf wirft. Völlig durcheinander, beginnt Allegra sich zu fragen: Wer sind eigentlich die fünf wichtigsten Menschen in meinem Leben? Und kriege ich überhaupt fünf zusammen? Eine mitreißende Sinn-Suche beginnt.

Eine Geschichte, die uns auf unsere ganz persönliche Suche schickt und zeigt: Wir sind wie Sternbilder am Nachthimmel, nur in Verbindung miteinander ergibt unser Leben Sinn.

Humorvoll, phantasievoll, empathisch, unterhaltend und berührend. Von der vielfach ausgezeichneten Autorin von

Bestsellern wie »Postscript, »Frauen, die ihre Stimme erheben – Roar!«, »Das Jahr, in dem ich dich traf« und vielen anderen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Cecelia Ahern erzählt Geschichten, die unvergleichlich inspirieren und berühren. Sie ist eine der erfolgreichsten Autorinnen der Welt und vielseitig wie wenige andere, schreibt zeitgenössische Romane, Novellen, Storys, Jugendbücher, TV-Konzepte und Theaterstücke. Für ihre Werke wurde sie vielfach ausgezeichnet. Ihre Romane wurden fürs Kino oder fürs Fernsehen verfilmt, zum Beispiel »P.S. Ich liebe Dich« mit Hilary Swank und »Für immer vielleicht« mit Lily Collins. Cecelia Ahern ist Jahrgang 1981, hat Journalistik und Medienkommunikation studiert und lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern im Norden von Dublin.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Für Susana Serradas

Prolog

In der Dunkelheit das leise Knirschen einer Schnecke unter meinem Schuh. Das Gehäuse knackt. Dann der Matsch. Das träge Sickern.

Es tut mir weh, hinten an den Zähnen, ein stechender Schmerz im Zahnfleisch, irgendein Nerv.

Ich kann meinen Fuß nicht schnell genug wegziehen, kann das Geschehene nicht rückgängig, den Schaden nicht ungeschehen machen. Ich habe das weiche, schwammige Innere der Schnecke getroffen. Habe sie plattgewalzt, sie schief und krumm in den Boden getreten. Bei den nächsten Schritten fühle ich noch den weichen Glibber an den Schuhsohlen. Ich trage den Tatort eines Verbrechens unter meiner rutschigen Sohle. Der Tod klebt an meinem Schuh. Verschmierte Innereien. Eine entschlossene Dreh- und Wischbewegung befreit mich von ihnen.

So etwas passiert bei Nachtspaziergängen auf regendurchweichem Boden, wenn ich nicht sehen kann, wo ich hintrete, und die Schnecke nicht sehen kann, was auf sie zukommt. Schon immer hab ich mich in solchen Fällen der Schnecke gegenüber schlecht gefühlt, aber jetzt hab ich am eigenen Leib erfahren, wie es ist. Ausgleichende Gerechtigkeit.

Karma. Jetzt weiß ich, wie es sich anfühlt, wenn die äußere Schutzschicht zerbricht und das Innere wehrlos bloßliegt.

Er hat mich zertreten.

Auch er hat meinen Matsch noch ein paar Schritte mitgeschleppt, auch seine Schuhsohlen waren schmierig davon. Ich frage mich, ob auch seine Seele schmierig geworden ist. Ob er gefühlt hat, wie ich unter seinem Blick zu Brei geworden bin, wie ich mich aufgelöst habe, als er seine hasserfüllten Worte auf mich gespuckt und dann das Weite gesucht hat. Hat er bemerkt, dass er meinen Panzer noch ein paar Schritte mitgeschleppt hat? Eine Drehbewegung mit dem Schuh, ungefähr so wie man eine Zigarette austritt, und schon war er mich wieder los.

Meine Überreste liegen auf dem Gehweg, zerquetscht und entblößt, das schutzlose, weiche Innere, das ich so mühsam zu schützen versuchte. Die Teile, auf die ich so gut aufgepasst habe, alles läuft aus. Gefühle, Gedanken, die ganze Unsicherheit, eine silbrige, schleimige Spur emotionaler Eingeweide.

Ich habe seinen Fuß nicht kommen sehen. Ich frage mich, ob ich auch für ihn eine Überraschung war.

Ogleich es sich für mich so anfühlt, endet hier nicht alles. Ich bin nicht tot. Ich bin zerquetscht und zerlaufe. Allegra Bird in tausend Fetzen. Die kaputte äußere Schale ist irreparabel. Aber man kann alles wieder aufbauen.

1

Als ich dreizehn Jahre alt war, fing ich an, die Sommersprossen auf meinem Arm miteinander zu verbinden, eine Art Punktebild. Da ich Rechtshänderin bin, entstand auf meinem linken Arm ein Netz aus blauen Linien. Nach einer Weile entwickelten sich daraus Sternbilder, nachgezeichnet von Sommersprosse zu Sommersprosse, bis meine Haut den Nachthimmel widerspiegelte. Der Große Wagen, manchmal auch Großer Bär genannt, war mein liebstes Sternbild. Nachts erkannte ich es sofort. Wenn wir im Internat das Licht ausmachen mussten und sich Stille über die Korridore senkte, dimmte ich mein Leselicht, nahm einen blauen Tintenroller und zeichnete die sieben Sterne nach, eine Sommersprosse nach der anderen, bis meine Haut einer Nachtkarte ähnelte.

Dubhe, Merak, Phecda, Megrez, Alioth, Mizar und Alkaid. Nicht immer verwendete ich dieselben Sommersprossen, manchmal hatte ich Lust, mich der Herausforderung zu stellen, die Konstellation anderswo nachzuzeichnen, zum Beispiel auf meinen Beinen. Allerdings tat mir vom Zusammenkauern irgendwann der Rücken weh. Außerdem fühlte es sich unnatürlich an – als zwänge ich die anderen Sommersprossenansammlungen dazu, etwas zu werden, was

sie gar nicht waren. Es gab die idealen sieben Sommersprossen auf meinem linken Arm, für den Großen Wagen perfekt angeordnet. Deshalb gab ich die Versuche mit den anderen Sommersprossen schließlich auf, und wenn die morgendliche Dusche die Tinte weggespült hatte, begann ich von neuem.

Dem Großen Wagen folgte Kassiopeia. Sie war einfach. Dann kamen das Kreuz des Südens und Orion. Pegasus mit insgesamt vierzehn Sternen – beziehungsweise Sommersprossen – war kompliziert, aber meine Arme bekamen, vom Gesicht abgesehen, mehr Sonne als der Rest meines Körpers und bildeten daher mehr Sommersprossen, die perfekt für eine Vierzehn-Sterne-Konstellation positioniert waren.

Wenn es im Internatsschlafsaal dunkel wurde, fasste sich Caroline in der Schlafnische neben mir schwer atmend selbst an – sie dachte wohl, niemand würde es mitkriegen –, von der anderen Seite hörte ich Louise in den Anime-Comics blättern, die sie im Schein ihrer Taschenlampe las. Gegenüber arbeitete Margaret sich durch eine ganze Tüte Minicrunchys. Später steckte sie sich dann den Finger in den Hals und kotzte sie wieder aus. Olivia übte mit einem Spiegel das Küssen, während Liz und Fiona es lieber zusammen ausprobierten. Catherine schluchzte leise, weil sie Heimweh hatte, und Katie schrieb Hassmails an ihre Mam, die ihren Dad betrogen hatte. Auch alle anderen im Mädcheninternat nutzten den einzigen winzigen Raum, den sie ihr Eigen nannten, um sich in ihre Privatgeheimnisse zu vertiefen, während ich meine Sommersprossen kartographierte, als wären es Sterne.

Mein Geheimnis blieb nicht sehr lange geheim. Schließlich war ich jeden Abend dabei, neue blaue Linien über alte blaue Linien zu zeichnen, und irgendwann ließen sie sich nicht mehr abwaschen. Die Tinte setzte sich in meinen Poren fest, und nicht mal eine Scheuerbürste, heißes Wasser und die hoch motivierte Nonne Schwester Lasstuns (von uns allen so genannt, weil sie dazu neigte, jeden Satz mit »Lasst uns« zu beginnen, beispielsweise »Lasst uns thanksagen und beten« oder »Lasst uns unsere Bücher auf Seite sieben aufschlagen« und – da sie auch unsere Basketballtrainerin war – »Lasst uns Korbleger üben«) konnten etwas dagegen ausrichten oder mich davon abbringen. Im Duschraum, beim Schwimmen oder wenn ich etwas Kurzärmeliges anhatte, wurde ich komisch angeschaut. Das sonderbare Mädchen mit den Linien auf dem Arm. Zwar schämte ich mich nicht im Geringsten meiner Zeichnungen, streckte stolz den Arm aus und erklärte allen, dass es Sternkonstellationen, Tiere, mythologische Gestalten und Kreaturen, Götter und Objekte waren, doch die Antworten darauf beliefen sich auf eine Lektion über Tintenvergiftung, Termine bei der Schulpsychologin oder Extrarunden auf der Aschenbahn. Sie wussten, dass körperliche Gesundheit gleich geistige Gesundheit war, und versuchten, mich mit möglichst vielen Aktivitäten zu beschäftigen, um mich davon abzubringen, meine Haut zu malträtieren. Für mich fühlte sich alles an wie eine Strafe. Zwingt sie, im Kreis zu laufen. Bringt sie dazu, sich von ihrer Haut fernzuhalten. Aber man kann niemanden von der eigenen Haut fernhalten. Schließlich steckt

doch jeder in seiner eigenen Haut und kann sie nicht einfach ablegen. Ganz gleich, was sie mir sagten, ich konnte jedenfalls nicht aufhören. Sobald das Licht ausging und die Stille wie Nebel vom Meer hereinzog, verspürte ich das vertraute Sehnen, mich mit meiner Haut zu verbinden.

Die Linien waren mir nicht peinlich. Mich störte es nicht, wenn ich angestarrt wurde. Das einzige Problem war das Theater, das die anderen deswegen veranstalteten. Dabei war ich keineswegs das einzige Mädchen, das Male auf der Haut trug. Jennifer Lannigan ritzte sich mit einer Klinge, überall auf den Beinen hatte sie winzige Schnitte. Im Englischunterricht konnte ich sie gut sehen, in der weißen Lücke zwischen dem Rand ihrer grauen Socken und dem Saum ihres grauen Rocks. In der Schule durften wir uns nicht schminken, aber nach Schulschluss trug Jennifer weißes Make-up, schwarzen Lippenstift, piercte sich eigenhändig die Lippe und hörte wütende Musik von wütenden Männern. Aus irgendeinem Grund machte ihre Gesamterscheinung es jedoch akzeptabel für uns, dass sie sich so etwas Verrücktes antat.

Aber ich war kein Goth, und es ließ sich keine psychologische Erklärung dafür finden, warum jemand sich Sternbilder auf die Haut zeichnete. Also durchsuchte die Schlafsaalaufseherin abends meinen Schrank und entfernte alle Stifte. Am nächsten Morgen bekam ich sie vor dem Unterricht zurück und musste sie nach den Hausaufgaben wieder abgeben. Wenn Stifte in meiner Nähe waren, wurde ich bewacht wie ein kleines Kind in der Nähe einer Schere. Meiner

Stifte beraubt, geriet ich ins gleiche Lager wie Jennifer. Ich hab nie verstanden, wie man den Drang verspüren kann, sich selbst zu verletzen, für mich war es ein Mittel zum Zweck. Ich gewöhnte mir an, mit der angespitzten Ecke meines Lineals eine Linie von einer Sommersprosse zur anderen zu ziehen. Allerdings hütete ich mich, die Sommersprosse selbst zu zerkratzen, denn ich hatte gehört, es sei gefährlich, Leberflecke und Sommersprossen zu verletzen. Als ich schärferes Werkzeug entdeckte und auf meinen Kompass, auf Rasierklingen etc. umstieg, war die Aufseherin vom Zustand meiner Haut so entsetzt, dass sie mir kurz darauf meine Stifte zurückgab. Aber es war zu spät, ich kehrte nicht mehr zur Tinte zurück. Der Schmerz gefiel mir zwar nicht, aber Blut war wesentlich haltbarer. Der trockene Schorf zwischen den Sommersprossen war ausgeprägter, und nun konnte ich die Sternbilder nicht nur sehen, sondern sogar fühlen. Sie brannten, wenn sie an die Luft kamen, sie pochten unter meiner Kleidung. Ihre Gegenwart war tröstlich, ich trug sie wie eine Rüstung.

Jetzt, mit vierundzwanzig, zerkratze ich meine Haut nicht mehr, aber die Sternbilder sind immer noch sichtbar. Wenn ich Sorgen habe oder gestresst bin, erwische ich mich dabei, wie ich mit dem Finger über die verdickten Narben auf meinem linken Arm streiche, immer wieder, von einem Stern zum nächsten, in der richtigen Reihenfolge. Ich verbinde die Punkte, löse das Rätsel, bringe die Ereignisse in einen Zusammenhang.

Von der ersten Schulwoche an, seit ich mit zwölf Jahren ins Internat kam, bis ich es mit achtzehn wieder verließ, nannte man mich Freckles – Sommersprosse. Wenn ich zufällig jemanden aus der Schule treffe, werde ich bis heute so angesprochen. Meistens kann sich diejenige nicht an meinen richtigen Namen erinnern oder wusste ihn von vornherein nicht. Meine Mitschülerinnen haben es nie böse gemeint, aber ich glaube, ich wusste schon immer, dass sie im Grunde von mir nur meine Haut sahen. Nicht schwarz, aber auch nicht weiß wie bei den meisten von ihnen – so hell, dass die Sonne darauf reflektierte. Meine Haut ist nicht bleich wie die Haut der meisten Leute aus Thurles. Nein, sie ist so, wie sie es sich selbst wünschten und mit Hilfe zahlloser Tuben und Sprays zu erreichen versuchten, dabei aber bestenfalls bei einem grellen Orangeton landeten. Es gab eine Menge Mädchen mit Sommersprossen, die keinen Spitznamen bekamen, aber ich hatte Sommersprossen auf dunklerer Haut, und das war etwas anderes. Mich störte der Spitzname nie, ich akzeptierte ihn, weil es nicht nur ein Spitzname war, sondern für mich auch eine tiefere Bedeutung hatte.

Pops' Haut ist weiß wie Schnee, an manchen Stellen so blass, dass sie fast so durchsichtig ist wie Pauspapier, mit blauen Linien darunter. Bleiblaue Flüsse. Inzwischen sind seine Haare grau und dünner geworden, aber früher waren sie rot, lockig und wild. Er hat auch Sommersprossen, sehr viele sogar, rötlich wie ein Sonnenuntergang. »Du kannst froh sein, dass sie dich Freckles nennen, Allegra«, sagte er oft. »Mich hat man

Streichholz genannt oder gleich total hässlich.« Dann lachte er. »Dingelingeling, meine Haare brennen, dingelingeling, die Feuerwehr muss rennen«, sang er, ich stimmte ein, und zusammen sangen wir das Lied, mit dem man ihn damals geärgert hatte. So verbündeten wir uns gegen die Erinnerung.

Meine Mutter habe ich nie kennengelernt, aber ich weiß, dass sie Ausländerin war. Eine mediterrane Schönheit, die in Irland studierte. Olivfarbene Haut, schwarze Haare, braune Augen, geboren in Barcelona. Die katalanische Carmencita Casanova. Sogar ihr Name klingt wie ein Märchen. Allem Anschein nach hatte die Schöne das Biest getroffen.

Pops sagt, ich musste doch auch was von ihm mitbekommen. Wenn ich keine Sommersprossen hätte, wie hätte er dann Anspruch auf mich erheben können? Natürlich macht er Witze, aber die Sommersprossen waren meine Visitenkarte. Er ist der einzige Mensch, der zu mir gehört, und meine Sommersprossen verbinden mich auf eine Art mit ihm, die sich lebenswichtig anfühlt. Sie sind mein Beweis. Ein offizieller Stempel vom Himmelsbüro, der mich an ihn knüpft. Keine wütende Meute konnte mit brennenden Fackeln zu unserem Haus galoppieren und von ihm verlangen, das Baby herauszugeben, das die Mutter nicht gewollt hatte. Schaut alle her, sie gehört ihm, sie hat seine Sommersprossen. Also.

Ich habe den Teint meiner Mutter geerbt, aber Pops' Sommersprossen. Im Gegensatz zu Mam, die mich aufgegeben hat, um alles haben zu können, hat er alles aufgegeben, um mich zu haben. Die Sommersprossen sind die unsichtbare

blaue Tintenlinie, die permanente Narbe, die mich mit ihm verbindet, Punkt für Punkt, Stern für Stern, Sommersprosse für Sommersprosse. Wenn man sie verbindet, dann verbindet man uns weiter und immer weiter.

2

Mein Berufswunsch war immer, mich den *Gardaí Síochána*, der irischen Polizei, anzuschließen. Es gab nie einen Plan B, das wussten alle. In unserem letzten Schuljahr sagten alle Detective Freckles zu mir.

Mrs. Meadows, die Berufsberaterin, versuchte, mich dazu zu bringen, Betriebswirtschaft zu studieren. Ihrer Meinung nach sollten das alle tun, sogar die Kunstschülerinnen, die mit kreativen, verdrehten Ideen zu ihr kamen. Nachdem Mrs. Meadows ihnen ihren Vortrag über die Vorteile eines BWL-Diploms gehalten hatte, wirkten sie, als wären sie einer Elektroschockbehandlung unterzogen worden.

Betriebswirtschaft sei etwas, worauf man immer zurückgreifen könne, lautete die Botschaft. Aber ich wollte nicht auf etwas zurückgreifen, ich blickte zuversichtlich nach vorn und war überzeugt, dass es für mich gar keinen anderen Platz auf der Welt gab. Wie sich herausstellte, irrte ich mich gewaltig. Meine Bewerbung bei der Polizei wurde abgelehnt. Ich war fassungslos. Schnappte förmlich nach Luft. Schämte mich. Ohne andere Pläne, auf die ich zurückgreifen konnte, musste ich neu überlegen und landete beim Zweitbesten.

Jetzt bin ich bei der Kreisverwaltung von Fingal County angestellt und für die Überwachung des ruhenden Verkehrs zuständig. Ich trage eine Uniform, graue Hose, weißes Hemd und Warnweste, und mache meine Runden, einer Polizistin nicht unähnlich. Also ganz nah bei dem, was ich ursprünglich wollte, eine Art Hilfspolizistin. Ich arbeite auf der Seite des Gesetzes, ich mag meinen Job, meine Routine, meine Route, mein Revier. Ich schätze gute Organisation, Ordnung, Regeln und Klarheit. Die Regeln sind eindeutig, und ich halte sie rigoros ein. Es gefällt mir, dass ich eine wichtige Aufgabe erfülle.

Ich wohne in Malahide, einem Vorort Dublins am Meer. Eine schöne, wohlhabende Gegend. Mein Einzimmerapartment liegt über einem Fitnessraum im Garten der Villa meiner Vermieter, in einer Straße mit viel Grün, die an den Park des Malahide Castle grenzt.

Sie, Becky, macht irgendetwas mit Computern. Er, Donnacha, arbeitet zu Hause in seinem Kunstatelier, einem hübschen Gartenzimmer, und stellt Kunstkeramik her. Seine »Gefäße« nennt er sie. Für mich sehen sie aus wie kleine Schüsseln. Nicht für Müsli, man würde kaum zwei Weetabix reinkriegen, und sie sind auch nicht tief genug, dass die ganze Milch Platz hätte, die zwei Weetabix aufsaugen können. Im Kulturmagazin der *Irish Times* habe ich ein Interview mit ihm gelesen, in dem er ausführlich darlegt, dass diese Gefäße definitiv nicht als Schüsselchen gemeint sind, eine solche Bezeichnung beleidigend und der Fluch seiner Laufbahn sei. Die Gefäße

transportieren nämlich seine Botschaft. Leider habe ich nicht weit genug gelesen, um diese Botschaft wirklich zu begreifen.

Mit verträumtem Blick redet er merkwürdiges Zeug, als hätten die Fragen, mit denen er sich den Kopf zermartert, irgendeine Bedeutung. Eigentlich dachte ich, Künstler seien typischerweise gute Zuhörer, aber auf ihn trifft das ganz und gar nicht zu. Ich dachte, Künstler seien wie Schwämme, die alles in ihrer Umgebung aufsaugen. Damit hatte ich wenigstens halbwegs recht. Leider ist Donnacha aber schon so vollgestopft mit irgendwelchem Unsinn, dass er nichts mehr aufnehmen kann. Jetzt sondert er das ganze Zeug einfach in die Umgebung ab. Und seine winzigen Schüsseln kosten mindestens fünfhundert Euro pro Stück.

Fünfhundert Euro beträgt auch meine Monatsmiete, und der Haken dabei ist, dass ich auch noch den Babysitter für die drei Kinder der beiden spielen muss, wenn sie ausgehen wollen. Normalerweise passiert das dreimal pro Woche. Und immer am Samstagabend.

Ich wache auf und schaue auf mein iPhone. 06.58, wie immer. Ich hab noch Zeit klarzukriegen, wo ich bin und was los ist. Meiner Erfahrung nach ist es ein guter Start in den Tag, meinem Handy immer einen Schritt voraus zu sein. Zwei Minuten später klingelt der Wecker. Pops will kein Smartphone, weil er glaubt, dass wir alle beobachtet werden. Einmal hat er mir zum Geburtstag einen Wochenendausflug nach London geschenkt, und wir haben die meiste Zeit vor der ecuadorianischen Botschaft verbracht und Julian Assanges

Namen skandiert. Zweimal hat die Polizei uns verscheucht. Julian hat rausgeschaut und gewinkt, und Pops war der Ansicht, dass zwischen ihnen beiden etwas Monumentales passiert sei. Ein Verstehen zwischen zwei Männern, die an dieselbe Sache glauben. Alle Macht dem Volk, power to the people. Danach haben wir uns im West End *Mary Poppins* angesehen.

Um sieben stehe ich auf und gehe unter die Dusche. Ich esse was. Ich ziehe mich an. Graue Hose, weißes Hemd, schwarze Stiefel, Regenjacke, falls ich in einen Aprilschauer gerate. In dieser Uniform könnte ich für eine *Garda* gehalten werden. Zumindest stelle ich mir das gern vor. Manchmal tue ich so, als wäre ich eine *Garda*, natürlich imitiere ich sie nicht, das wäre ja illegal, nur in Gedanken. Und ich spreche so. Die Aura, die Autorität. Freund und Helferin, wenn man sie braucht, der Feind, wenn man sich danebenbenimmt. Sie entscheiden je nach Umstand, welche von beiden sie sind. Reine Magie. Schon die Neulinge schaffen es, diesen strengen enttäuschten Ausdruck aufzusetzen, und werden plötzlich ganz erwachsen, obwohl sie noch lange nicht so weit sind. Als würden sie dich kennen und genau wissen, dass du es doch eigentlich besser weißt, und warum musstest du sie so bitter enttäuschen, Himmel nochmal. Sorry, *Garda*, sorry, ich will's nie wieder tun. Selbst mit den jungen Polizistinnen willst du dich nicht anlegen, aber du würdest dich jederzeit gern auf ein Bier mit ihnen verabreden.

Meine Haare sind lang, dick und schwarz, so schwarz, dass sie bläulich schimmern, wie Öl. Es dauert eine Stunde, sie

trocken zu föhnen, weshalb ich sie nur einmal pro Woche wasche. Meistens mache ich mir einen Knoten im Nacken, Mütze drüber, weit in die Stirn gezogen. Dann noch die Ticketmaschine über die Schulter. Fertig.

Ich verlasse meine Wohnung. Das Haus ist fünfzig Meter entfernt, dazwischen liegt ein riesiger Garten, entworfen von einem preisgekrönten Landschaftsarchitekten. Der Pfad schlängelt sich durch einen versteckten Teil des Gartens; ich bleibe auf der Route, die man mir angewiesen hat, seitlich am Haus entlang, durch ein alarmgesichertes Gartentor. Der Code lautet 1916, das Jahr des Osteraufstands irischer Republikaner gegen die Briten, und ausgewählt hat ihn Donnacha McGovern aus Ballyjamesduff. Wenn Padraig Pearse, Anführer der Irish Volunteers, doch nur sehen könnte, wie sich dieser Mann für die Republik einsetzt. Indem er in seinem Gartenzimmer Schüsselchen töpft.

Die Wände des Erdgeschosses mir gegenüber sind fast komplett aus Glas. Deckenhohe Schiebetüren, die im Sommer offen stehen wie bei einer Brasserie. Bringt das Draußen nach drinnen und das Drinnen nach draußen. Man weiß nicht, wo das Haus aufhört und der Garten beginnt, alles geht ineinander über. Diese Art Designergeschwafel. In jedem Zimmer erkenne ich es. Es erinnert mich an Dyson-Staubsauger-Werbung. In jedem Zimmer runde, futuristisch anmutende Gegenstände, die entweder Luft einsaugen oder ausstoßen. Eigentlich enthüllt die Fensterfront nur das Chaos in der Küche, in der Becky rumrennt und sich bemüht, die drei Kinder schulfertig zu

machen, bevor sie selbst zur Arbeit fährt, irgendwo in der Stadt, glaube ich. Für mich ist sie eine dieser Latte-Macchiato-Mütter, die Grünkohl und Avocados auf der Einkaufsliste hat, Chiasamen niest und Granatäpfel pupst.

Ich tue ihnen leid, den beiden in ihrer Villa; ich, die ich in einem einzigen Zimmer über einem Fitnessraum lebe. Ganz weit hinten in ihrem Garten. Die ich eine Warnweste und Sicherheitsschuhe trage. Ich lasse ihnen dieses Gefühl gern. Mein Zimmer ist stylish, sauber und warm, und überall sonst müsste ich genauso viel Miete zahlen, mir die Wohnung aber mit drei Leuten teilen. Um jemals in meine Lage zu kommen, müssten Leute wie meine Vermieter alles verlieren. So sehen sie das. Ich habe alles hinter mir gelassen, um das hier zu kriegen. So sehe ich das.

Ich bin nicht einsam. Jedenfalls nicht die ganze Zeit. Und ich bin nicht frei. Jedenfalls nicht die ganze Zeit. Denn ich kümmere mich um Pops. Aus einer Entfernung von vierhundert Kilometern ist das nicht immer ganz einfach, aber ich habe es mir so ausgesucht. Ich habe mich entschieden, hier zu leben, weit weg von ihm, damit ich ihm näher sein kann.

3

Ich versuche, im Vorbeigehen nicht in die Küche zu sehen, aber Becky stößt ein mächtiges Gebrüll aus, alle sollen sich verdammt nochmal beeilen, und ich werfe unwillkürlich doch einen Blick hinein. Die Kücheninsel ist mit Milch-, Saft- und Frühstücksflockenpackungen, Brotdosen und unfertigen Schulbrotten bedeckt, überall wuseln mehr oder weniger vollständig angezogene Kinder herum, im Fernsehen plärren Trickfilme. Ganz untypisch für sie, ist auch Becky selbst noch in Pyjamashorts und Spitzenunterhemd, kein BH, wabernde Brüste. Sie ist schlank, schließlich macht sie fast jeden Tag von sechs bis sieben morgens Sport im Fitnessraum unter meinem Zimmer. Sie ist eine der Frauen, um die es in Frauenzeitschriften immer geht, eine Frau, die sich richtig reinhängt, bis kurz vorm Umfallen. Wenn ich daran denke, stelle ich mir immer Michael Jackson vor, wie er bei dieser Tanzbewegung der Schwerkraft trotzt. Allerdings kam später raus, dass er Spezialschuhe trug, mit denen er sich im Bühnenboden festhaken konnte, und das Ganze gar nicht echt war.

Donnacha sitzt auf einem hohen Hocker am Frühstückstresen und liest etwas auf seinem Handy, als ginge

ihn das ganze Chaos nichts an. Für ihn ist Zeit kein Problem. Er wird die Kinder in der Schule abladen und dann an seinen Schlüsselchen rumpuzzeln. Gerade als ich ungefährdet vor dem Haus angekommen bin und auf die Auffahrt einbiegen will, dort, wo die zwei schicken Autos der beiden parken, prunkvolle Tore das Haus beschützen und die wilden Kaninchen vor mir Reißaus nehmen, höre ich Becky meinen Namen rufen. Ich schließe die Augen und seufze. Zuerst überlege ich noch, ob ich vielleicht so tun kann, als hätte ich sie nicht gehört, aber das bringe ich nicht fertig. Also drehe ich mich um. Becky steht an der Haustür. In der kühlen Morgenluft haben sich ihre Brustwarzen unter dem dünnen Hemdchen aufgerichtet. Sie versucht, sich hinter dem Türrahmen zu verstecken.

»Allegra!«, ruft sie, denn so heiße ich nun mal, »kannst du heute Abend babysitten?«

Es ist keiner meiner üblichen Babysittingabende, und ich bin nicht in der Stimmung. Es war eine lange Woche, ich bin noch müder als gewöhnlich. Den Abend mit Kindern zu verbringen, die für sich in ihren Zimmern bleiben oder regungslos vor einem Computerspiel sitzen, ist nicht anstrengend, aber auch nicht das Gleiche wie allein und in aller Ruhe zu entspannen. Aber wenn ich Becky jetzt sage, dass ich heute nicht kann, und sie mich dann in meinem Zimmer sehen, wäre das auch keine richtige Entspannung.

»Ich weiß, es ist ein bisschen kurzfristig«, fügt Becky hinzu und eröffnet mir einen Ausweg, doch ehe ich die Chance habe, ihn einzuschlagen, weist sie darauf hin, dass bald der 1. Mai ist.

»Wir müssen über die Miete sprechen«, fährt sie jetzt in geschäftsmäßigem Ton fort, »ich hab ja schon angekündigt, dass wir sie nach einem halben Jahr noch mal neu einschätzen müssen.« Obwohl sie sich die ganze Zeit bemüht, ihre Brustwarzen zu verstecken, demonstriert sie Selbstbewusstsein und Stärke. Und es klingt wie eine Drohung. Ein einziges Mal konnte ich ihr nicht aushelfen, als ich zu Pops gefahren bin, worüber ich sie rechtzeitig informiert hatte. Eigentlich bin ich immer verfügbar. Aber das alles erwähne ich jetzt nicht.

»Die Sache mit der Miete, klar«, sage ich. »Aber ich kann trotzdem nicht babysitten, ich habe heute Abend schon was vor.« Sobald ich es ausgesprochen habe, weiß ich, dass ich entsprechende Pläne machen muss, was mich nervt.

»Oh, Allegra, das sollte wirklich keine Andeutung sein«, erwidert Becky mit schockiertem Gesicht, weil ich ihr praktisch vorgeworfen habe, eine Diskussion über meine Miete sei eine nur dünn verschleierte Drohung. Noch dünner als ihr zartes Hemdchen. Die Menschen sind so leicht zu durchschauen, dass ich gar nicht weiß, warum wir uns überhaupt die Mühe machen, andere zu verarschen.

»Dann wünsch ich dir einen schönen Abend, was immer du vorhast«, sagt sie noch, schließt dann die Tür und verschwindet mitsamt ihren wabernden Brüsten.

Eine höhere Miete kann ich mir nicht leisten, aber ich kann es mir genauso wenig leisten, nicht hier zu wohnen. Ich habe noch nicht alles erledigt, weshalb ich hergekommen bin.

Vielleicht hätte ich doch babysitten sollen.

*

Auf dem Weg in den Ort schlendere ich durch den Park des Malahide Castle. Alte Bäume und schön gestaltete Wege, Bänke mit Messingplaketten zu Ehren derer, die hier herumspaziert sind, hier gesessen und sich dies und jenes angeschaut haben. Makellos gepflegte Blumenbeete, kein Müll, zumindest nicht in Sichtweite. Gelegentlich ein graues Eichhörnchen. Neugierige Rotkehlchen. Verschmitzte Kaninchen. Eine Amsel beim morgendlichen Einsingen. Ein stressfreier Start in den Tag. Meistens begegne ich denselben Leuten an denselben Stellen. Wenn nicht, sind sie spät dran, nicht ich. Ein Mann im Anzug, auf dem Rücken einen Rucksack, riesige Kopfhörer über den Ohren. Eine Frau mit besorgniserregend rotem Gesicht, die joggt, als kippe sie gleich zur Seite. Die schiefe Joggerin. Keine Ahnung, wie sie das macht, aber sie bleibt aufrecht und läuft immer weiter. Die ersten paar Tage hat sie meinen Blick gesucht, als wäre sie eine Geisel ihres Ehrgeizes und ich müsste sie befreien, aber jetzt ist sie zombifiziert, starrt in die Ferne, auf der Jagd nach dem, was sie weiterrückt, die unsichtbare Karotte vor ihrer Nase. Dann gibt es noch den Hundeausführer mit der Deutschen Dogge, gefolgt von einem alten Mann mit Rollator in Begleitung eines jüngeren Mannes, der dem Aussehen nach wohl sein Sohn ist. Beide wünschen mir unweigerlich einen guten Morgen, jeden Tag. »Guten Morgen«, sagt der Ältere, »Guten Morgen«, sagt der Jüngere, »Guten Morgen«, sage ich zu den beiden.

Meine Schicht beginnt um acht und geht bis sechs. Im Ort selbst ist es relativ ruhig, bis der Schulverkehr einsetzt und Chaos ausbricht. Bevor ich anfangen gehe, gehe ich jeden Morgen in die Bäckerei in der Main Street. Die Village Bakery. Sie gehört Spanny und wird von ihm ganz allein geführt. Trotzdem hat er, wenn ich da bin, immer Zeit für ein Schwätzchen, weil ich früher dran bin als die meisten. Wenn die Sieben-Uhr-achtundfünfzig-Bahn ankommt und alle, die hier ausgestiegen sind, bei ihm einen Kaffee trinken wollen, wird es kurz hektisch. Spanny ist schon seit 5 Uhr in seiner Backstube und backt. Alle möglichen Brote und Teilchen. Man sieht ihn kaum hinter der Theke, die gefüllt ist mit einem Dutzend verschiedener Brotsorten, gedreht und geflochten, voluminös, auf Hochglanz gebracht, dekoriert mit Sesam, Mohn und Sonnenblumenkernen. Das sind die Renner der Bäckerei, zu bewundern in bester Lage, direkt über der Glasvitrine mit den Kuchen. Er besteht darauf, dass ich ihn Spanny nenne, obwohl »Spanner« im Dublin-Slang Idiot bedeutet. Als Schüler hat er irgendeine Dummheit begangen, und der Name ist an ihm hängengeblieben. Vielleicht waren es auch mehrere Dummheiten, soweit ich weiß, war er sogar im Gefängnis. Er hat mir erzählt, dass er dort backen gelernt hat, und ich hab ihm erzählt, dass ich auch mal einen Spitznamen hatte und man mich in der Schule Freckles genannt hat. Seither nennt er mich so. Mich stört das nicht. Als ich nach Dublin gezogen bin, war es ganz nett, etwas Vertrautes zu haben, als würde jemand mich kennen.

»Morgen, Freckles, das Übliche?«, fragt er und schaut kaum von der Teigmaschine auf. »Blätterteig«, erklärt er mir, noch ehe ich fragen kann. »Mit Apfel und Zimt, die blöde Maschine hat heute früh schlappgemacht. Bis zum Lunch bin ich fertig, das reicht für die Deppen.«

Von seinen Kunden redet er gern, als wären sie seine Feinde, als würden sie ihn in den Ruin treiben. Natürlich gehöre ich auch zur Kundschaft, aber ich bin nicht beleidigt, es ist ja auch ein gutes Gefühl, dass er mit mir redet, als wäre ich keine Kundin.

Er faltet den Teig noch mal zu einer weiteren Schicht zusammen. Weiß und blasig, erinnert mich das Zeug an Tina Rooneys Bauch, als sie nach der Geburt ihres Babys wieder zur Schule kam und das Fleisch wie roher Teig über ihre Kaiserschnittnarbe hing. Ich hab sie in der Umkleide beobachtet, als sie ihr Hurling-Trikot über den Kopf gezogen hat. Damals kam sie mir so außergewöhnlich vor. Ein Mädchen in meinem Alter, das ein Baby zur Welt gebracht hatte. Sie durfte ihren Sohn nur am Wochenende sehen, und ihre Nische im Schlafsaal war gepflastert mit Fotos von dem kleinen Würmchen. Ich glaube nicht, dass eine von uns verstanden hat, wie schwer es für Tina Rooney gewesen sein muss. Dass sie von einem Tag auf den anderen zwei vollkommen unterschiedliche Leben lebte. Sie hatte mir erzählt, dass sie beim *Electric Picnic*, dem Musikfestival, mit einem Typen geschlafen hatte. In ihrem Zelt, während auf der Hauptbühne *Orbital* spielte. Sie kannte den vollständigen Namen des Kerls nicht, hatte keine

Telefonnummer, aber den Vorsatz, nächstes Jahr wieder zum Festival zu gehen und ihn zu suchen. Manchmal frage ich mich, ob sie es tatsächlich getan hat.

»Von Whistles musste ich mir ganz schön was anhören wegen der Teilchen«, sagt Spanny und holt mich zurück in die Gegenwart. Mit dem Rücken zu mir fügt er noch hinzu: »Ich sage dir, der hat Nerven, mich wegen dem runterzuputzen, was er von mir zum Frühstück kriegt. Der sollte froh sein, dass ich ihm überhaupt was gebe.« Den letzten Satz sagt er lauter, über die Schulter, in Richtung Tür.

Ich schaue nach draußen, wo der obdachlose Whistles auf seinem flachgedrückten Karton sitzt, in eine Decke gewickelt, einen Becher mit heißem Kaffee in der Hand, und herzhafte in ein Fruit Scone beißt. Er spricht nie, sondern pfeift, um sich zu äußern.

»Er hat Glück, dass er dich hat«, sage ich zu Spanny, und er beruhigt sich ein bisschen, wischt sich die Stirn, wirft sich ein Handtuch über die Schulter und holt einen Kaffee und eine Waffel für mich.

»Ich weiß gar nicht, wo du das Zeug lässt«, sagt er, streut Puderzucker über die Waffel, nimmt ein Stück Wachspapier, das aussieht wie Zeitung, und überreicht sie mir darin.

Er hat recht – ich esse, was ich will, und mein Körper bleibt, wie er ist. Vielleicht, weil ich auf Streife den ganzen Tag herumlaufe. Vielleicht liegt es auch an den Genen meiner Mam. Angeblich war sie Tänzerin oder wollte jedenfalls eine sein. So hat sie Pops kennengelernt, sie machte darstellende Kunst, er

war Musikdozent. Vielleicht hat sie zumindest für eine Weile bekommen, was sie wollte. Ich hoffe es für sie, niemand möchte etwas aufgeben, um alles zu kriegen und am Ende mit nichts dastehen. Das wäre auch ziemlich unfair.

Zwei Euro zwanzig für Kaffee und Gebäck, ein Frühstücks-Special. Nicht mal die Hälfte dessen, was man beim Café Insomnia oder Starbucks ein Stück weiter die Straße runter bezahlt. Eine richtige Bäckerei, die mit diesen Ketten konkurrieren muss, das bringt Spanny immer auf die Palme: »Ich bin seit 5 Uhr früh hier ...« Aber meistens ist Spanny gut gelaunt, er ist ein guter Start in meinen Tag, meistens ist die Unterhaltung mit ihm die beste und interessanteste, die ich an dem Tag führe. Jetzt kommt er hinter der Ladentheke hervor, gräbt seine Zigaretten aus der Schürzentasche und geht vor die Tür.

Ich setze mich auf einen Hocker am Fenster, mit Blick auf die langsam zum Leben erwachende Main Street. Die Frau vom Blumengeschäft schiebt ihre Auslagen auf den Bürgersteig. Der Spielzeugladen wird aufgeschlossen, jetzt, kurz vor Ostern, ist das Schaufenster mit Blumen, Hasen und handbemalten Eiern dekoriert. Der Optiker hat noch zu, ebenso das Spirituosengeschäft, die Schreibwarenhandlung und die Anwaltskanzlei. Die anderen Cafés öffnen jetzt auch, aber Spanny ist jeden Morgen der Erste.

Gegenüber beim The Hot Drop stellt die Inhaberin eine Tafel mit Werbung für Spezialomelette und Karottenkuchen auf. Langsam, aber sicher setzt sie immer mehr Kuchen auf die